Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Artikel: Von Seelsorgern und ihren Herden

Autor: Metz, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971941

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Seelsorgern und ihren Herden

Presseberichte, gesammelt und ausgewählt
von Christian Metz

Handgreifliches

Die Zivilisation und Humanität machten bei uns reißende Fortschritte. Begreiflicherweise offenbaren sich solche Fortschritte zuerst bei den gebildeten Ständen. Das gewichtige Wort war gesprochen und drang schnell durch Berg und Tal. Bereits haben wir Kunde erhalten, daß das in der Hauptstadt so beliebt gewordene Prügelsystem selbst unter Geistlichen, den Vorbildern der Sanftmut und des Friedens, Aufnahme gefunden hat. Ein katholischer Priester prügelte eine verlassene Witfrau, da dieselbe ihm vorgeworfen, er habe aus Bosheit ihren alten Liebling, die Hauskatze, versteckt. Die arme Frau mußte ihren Irrtum mit einigen Beulen büßen. Die gleiche Behandlung erlitt ein Bauer von Lenz. Dieser traf letzte Woche in einer Dorfschenke mit einem Kaplan und einem italienischen Kapuziner, der im Oberhalbstein einer Pfründe vorsteht, zusammen. Jener Bauer führte ein Pferd und Schlitten mit sich und glaubte dem ihm bekannten Mönch einen Dienst zu erweisen, indem er demselben seinen Schlitten zum Gebrauch anbot. Als der Mönch das Anerbieten etwas barsch zurückwies, suchte der Bauer seinem Wunsche dadurch Eingang zu verschaffen, daß er den Kuttenmann bat, für ihn eine Messe zu lesen. Der fromme Mann wurde über die Zudringlichkeit des Bittenden ärgerlich und soll sich grober Worte gegen letzteren bedient haben. Die Beschimpfungen erbitterten den Bauer und bewogen ihn, den Mönch mit gleicher Münze zu bezahlen. Wutentbrannt stieg der Pater auf den Tisch, stürzte sich mit aller Kraft auf den nahestehenden Bauer, faßte ihn beim Kopf und zerrte ihn unter fürchterlichen Faustschlägen am Boden herum. Blutend ward der arme Bauer auf seinen Schlitten geladen, den er dem undankbaren, rohen Mönch zugedacht hatte. Da der Geschlagene vor Amt vergeblich Klage geführt, soll er den Vorsatz gefaßt haben, das löbliche Beispiel nachzuahmen, welches nunmehr statt eines Gesetzbuches als feststehende Norm in der Hauptstadt angenommen worden ist.

(«Bündner Zeitung», 7. 2. 1836)

Toleranz im Vormarsch

Der romanische Bündner hält es für ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß die Stadt Chur einem Katholiken gestattet hat, auf ihrem Gebiet ein Grundstück zu erwerben. Bis dahin waren nämlich die Katholiken – gleich den Juden – vom Besitz solcher Güter ausgeschlossen. Dieser Fall lasse hoffen, daß die Stadt allen Katholiken das gleiche Recht erteilen dürfte, was wahrscheinlich bei Vereinigung des Hofbezirkes mit der Stadt zustande kommen werde.

(«Bündner Zeitung», 16. 3. 1836)

Dünkel

Ein junger Geistlicher, reformierter Konfession, aus einer armen Bauernfamilie entsprossen, äußerte jüngst in einer Gesellschaft von Männern und Frauen, es sei doch eine betrübende Erscheinung, ein trauriges Zeichen der Zeit, daß heutzutage die Bauern so viel studieren und lernen wollen, wo sie doch viel besser täten, ihren Arbeiten nachzugehen. Denn, meinte das

aufgeblasene Pfäfflein, solches Lernen und Studieren führe die Bauern nur zu dem Glauben, sie wissen und verstehen zu viel, um fernerhin Bauern bleiben und diesem gemäß arbeiten und leben zu wollen. Das aber tauge nichts.

«Ei, Herr Pfarrer», erwiderte eine verständige Frau dem Priesterlein, «sagen Sie mir doch, wie sind denn Sie dazu gekommen, ein Pfarrer zu werden?» «Ja», versetzte das winzige Männlein in der Verlegenheit, «das ist – ja – nein – etwas anderes – es ist – ja – nein – nicht so zu nehmen, ich meinte es eben – nicht so – sondern anders – ganz anders . . .»

So fand es einst ein hochadeliger Mann in Bünden auch höchst fatal, daß die Bauern so viel lernen, denn seitdem sei mit Meiern und Pächtern gar nicht auszukommen, weil diese zu genau den Rechnungen nachsehen und sich sogar unterfangen, selbst nachzurechnen.

«Sie aber, Herr Theologe, haben gar zu schnell vergessen, aus welchem Fleisch und Blut Sie entsprungen sind. Und haben Sie, mein Bester, nicht bemerkt oder ‚gemorken', daß Sie mit Ihren unbesonnenen Äußerungen sich selbst in den Augen jedes Vernünftigen lächerlich gemacht haben? Merken Sie sich also das: Ihre Scharwenzeleien in gewissen Zirkeln helfen Ihnen nicht zu höherer Abkunft. Gönnen Sie den Bauern, daß sie ihren Verstand und ihre Vernunft, als von Gott empfangene Gaben, bilden und brauchen lernen, denn sie sind eben auch Menschen aus Fleisch und Blut – freilich nicht aus adeligem – und aus Geist geschaffen. Das Fleisch aber ist nichts nütze, der Geist ist's, der lebendig macht.»

Ein Bauernsohn
(«Bündner Zeitung», 20. 10. 1837)

Schlimmer noch als Dünkel

Wir teilen unsern Lesern folgenden, von gefälliger Hand uns anvertrauten Auszug des Schreibens eines Mannes mit, der im Oberland wohl bekannt ist, die romanische Sprache gut versteht und dessen Erzählung allen Glauben verdient. Es geschieht dies nicht aus niedriger Schmähsucht, sondern in mehrfach guter Absicht.

«Es war der 21. September letzthin, ein katholischer Feiertag, als ich von ungefähr in die Gemeinde N. N. kam, und da ich aus Erfahrung wußte, daß man auf dem Land im allgemeinen nirgends besser bewirtet und beherbergt wird als in den Pfarrhäusern (dies geschieht jedoch in der Regel nur aus Gefälligkeit und an Orten, wo sonst keine Wirtshäuser sind) und ich das eine liebe und das andere nicht verschmähe, so begab ich mich ins Pfarrhaus, um daselbst den Herrn Pfarrer um ein gefälliges Unterkommen für Geld und gute Worte zu bitten.

Als ich um 1 Uhr nachmittags in die Stube treten wollte, hörte ich aus dem Innern derselben ein Durcheinander, Lärmen und Schreien, als würde darin eine polternde Gemeindsversammlung gehalten. Eben wollte ich mich zurückziehen, als der Herr Pfarrer, den ich schon von früher her kannte, mit einem großen, hölzernen Gefäß heraustrat. Ich eröffnete ihm die Absicht meines Besuches, und ganz gefällig hieß er mich eintreten. Hatte mich das Getöse vorher fast verscheucht, so glaubte ich nun im Qualm des Tabakrauches bei meiner schwachen Lunge vollends zu ersticken. Es waren etwa 16–18 Männer um vier Tische gelagert und unterhielten sich mit Tarock-Spiel. Hier und da waren teils ganz, teils halb leere, teils auch volle Schoppengläser auf den Tischen zerstreut. Ich grüßte die Gesellschaft, man gab mir aber nicht viel Bescheid, und ich mußte, da keine andere Sitzgelegenheit zur Verfügung stand, mich auf die Ofenbank hinsetzen. Der Lärm war groß, das Spiel wurde mit lebhaftem Ernst betrieben und mitunter erfolgten schwere Faustschläge, jedoch nur auf den Tisch. Einen Augenblick darauf kam der Hr. Pfarrer mit dem schweren Wein-Eimer zurück, und als von verschiedenen Seiten gerufen wurde: «Wein her, eingeschenkt», so füllte er fortzu die leeren Gläser. Auch ich erhielt im Hintersitz, auf mein Bitten, einen Schoppen Wein, den der Herr Pfarrer zu meiner Verfügung auf den Ofen stellte, weil sonst kein anderer Platz war. Nach und nach begriff ich, daß hier eine förmliche Kneipe nebst Spielhaus sei, bemerkte, daß jedermann sich's wohlsein ließ und daß der Herr Pfarrer jefortzu die Schoppen, die er eingeschenkt hatte, mit ei-

nem Bleistift aufzeichnete. Die ganze, für mich unerwartete Erscheinung konnte mir wenig behagen, und da der Tabaksrauch meiner Lunge nicht zusagen wollte und weder Wirt noch Gäste mich einiger Aufmerksamkeit würdigten , so bezahlte ich die Zeche, wischte den Staub von meinen Schuhen und suchte anderswo Herberge. Hatte mich dieses Bachuswesen nicht wenig geärgert, so entrüstete mich eine andere Erfahrung noch mehr. Als ich mich um ein Wirtshaus erkundigte, bemerkte ich hier und da Gruppen von Landleuten, welche betrübt und besorgt zu sein schienen und bald den halbbewölkten Himmel, bald das Feld und die schönen Kornfelder schmerzerfüllt betrachteten. Alles, was ich hier bisher gesehen hatte, kam mir wie ein Traum vor. «Eine Pfarrerswohnung und eine Kneipe nebst Spielhaus, wie reimt sich dies zusammen?» dachte ich. Ein Rätsel war mir aber das Gegenstück, nämlich die bekümmerten Gesichter, welche in jedem Zug Besorgnis ausdrückten. Nach und nach löste sich mir das Rätsel, aber nur zu meinem noch größeren Ärger. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Die Gemeinde, von welcher ich schreibe, liegt im Gebirge, 3000–4000 Fuß hoch, folglich zu der Zeit, nämlich Ende September, schon vom Herbst- und Winterschnee bedroht. Nun hatten die Bauern eben eine sehr große Menge des schönsten Emds gemäht auf dem Boden liegend, das Korn war reif und konnte geschnitten werden. Jeder Tag, jede Stunde war für sie kostbar, weswegen die Vorsteher nach dem vormittäglichen Gottesdienst den Herrn Pfarrer um die Erlaubnis baten, die Feldfrüchte zu besorgen. Allein der Herr Pfarrer, seinem Wetterzeiger trauend, weigerte sich, dieser Bitte zu willfahren, indem es nach seinem Dafürhalten nicht notwendig sei, einen Feiertag zu verunehren, denn sein Barometer deute auf gut Wetter. Die notwendige Arbeit hätte also den Feiertag verunehrt, dagegen das Saufen, Spielen und Poltern im Pfarrhause ihn geheiligt!! So viel hatte er, wie es scheint, noch nicht erfahren, daß man zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche am wenigsten auf die Barometer-Prophezeiungen zählen könne. Was die armen Bauern befürchteten, trat zu ihrem größten Schaden ein. Der Himmel bewölkte sich mehr und mehr, schon am Abend fing es an zu regnen, die ganze Nacht hindurch schüttete es stromweise aus den Wolken, am Morgen war die ganze Gegend mit tiefem Schnee bedeckt, in der darauf folgenden Nacht trat Kälte mit Frost ein und zum Schluß ein ungeheurer Reif, der die schönsten Kornfelder verheerte, und überhaupt hatten Regen, Schnee und Frost das geschnittene, bereits gedörrte Emd unersetzlich zugrunde gerichtet. Der Jammer war groß und unaussprechlich, allein die armen Leute hatten auch viel verloren.Und wer war schuld daran? Nicht der Vater im Himmel, der die Saat gesegnet und ihr Wachstum und Reife verliehen, der die Wiesen so üppig kleidete, der die Sonne hatte leuchten und wärmen lassen, der die Zeit, die Tage zur Arbeit und Ernte gegeben und diese zur Verfügung des Landmannes gestellt hatte. Nein, nicht der Allgütige oben, sondern der Eigensinn des Pfarrers hier unten! Hier und da hörte man sagen – vielleicht waren es auch nur böse Mäuler, die so etwas zu behaupten wagten – hätte der Pfarrer das Arbeiten, das Einsammeln der Früchte an diesem Tag gestattet, so hätten wir allerdings die Gabe Gottes ins Trockene gebracht, allein des Pfarrers Tarocken würden müßig gewesen sein, sein Wein im Faß fruchtlos gelegen haben, also nebst Eigensinn hat auch eine Portion Eigennutz die schöne Ernte des Landmannes zerstört! dachte ich. –

Ich muß Dir, mein lieber Freund, notgedrungen, denn mein Herz ist voll, zwei Bemerkungen machen. Hat dieser Pfarrer wirklich aus Eigennutz, d. h., um desto gewisser Gelegenheit zu haben, seinen Wein zu verkaufen, diese höchst wichtige und notwendige Arbeit, die Ernte der Früchte, nicht erlaubt, so ist er in meinen Augen um so ärger ein Greuel, als er eine der einträglichsten Pfarreien versieht und ein Einkommen von wenigstens 1000 fl. jährlich davon bezieht. Darin ist nicht inbegriffen die sogenannte Stolagebühr. Nebenbei hat er, wie man mir versicherte, einen beträchtlichen Handel, der ihm gewiß auch manchen Taler einbringt. Korn, Salz, Kaffee, Zucker, Spezereien und vielleicht auch Ellenwaren sind die Gegenstände seines Schachers. Dies alles, zusammengestellt, bildet ein

jährliches Interesse, dessen sich kaum ein sogenannter Herr im Oberland zu rühmen weiß. Dabei mußt Du wohl bemerken, daß dieser Herr sehr frugal lebt, Wasser und keinen Wein trinkt (das einzige, was ich an ihm rühmen hörte, mit Ausnahme seiner Pflichterfüllung in der Kirche, die allerdings musterhaft sein soll, wenn er sich nur auch mit der Christenlehre abgeben würde, die er durchaus vernachläßigen soll) und selbst die schmutzigsten Geschäfte besorgt. So z. B. füttert er in eigener Person seine Hennen, seine Pferde, seine Schafe, seine Geißen und selbst seine Schweine. Er geht aus dem Stall zum Altar und von der Kirche vielfach unmittelbar zum Stall. Du kannst Dir also vorstellen, daß es diesem Mann in seinen Interessen, sofern der Fluch Gottes es nicht hindert, notwendig rentieren muß. Ich wiederhole daher: hat er aus Eigennutz die Feldarbeit am 21. September nicht erlaubt, so ist er in meinen Augen ein Greuel.»

(«Bündner Zeitung», 22. 10. 1837)

Eine Gemeinde wehrte sich

Vor nicht langer Zeit gab die Propaganda in Rom dem Pater Präfekt, derzeit Pfarrer in Combels (Cumbels), zu verstehen, daß sie sich nächstens veranlaßt sehen könnte, ihn in die Provinz zurückzurufen. Alsogleich ward solches Ansinnen den Ortsvorstehern mitgeteilt, welche es vor die Gemeinde brachten. Diese faßte nach kurzer Beratung einmütig den Beschluß: an den Protektor des corpus cath. in Rom, Herrn Decartins, zuhanden der Propaganda ein Vorstellungsschreiben in dem Sinn gelangen zu lassen, daß die Gemeinde aufs innigste die fernere Beibehaltung des Pfarrers wünsche. Herr Decartins (ob auftragsgemäß oder eigenmächtig) erklärte in einem ganz diktatorischen Tone, daß er die Entfernung des Präfekten bestimmtestens ordiniere. Die Triebfeder dieser Ordre kennt man zwar nicht, man glaubt aber zur Vermutung Gründe zu haben, daß sie hauptsächlich in den Bemühungen zu suchen seien, welchen sich der Betreffende bekanntlich für die Verbesserung des Schulwesens unterzog. Kurz und gut: der Gemeinde Combels hat man den hochgeschätzten Pfarrer und dem Kanton einen recht tätigen Schulfreund entrissen. Dagegen hat der provisorische Präfekt (?) uns einen andern Pfarrer aufgedrängt, ich sage deutlich, aufgedrängt, denn er trat an die Stelle seines Vorgängers ohne Mitwissen und Zustimmung der Gemeinde.

Ein derartiges Verfahren von Seite eines römischen Missionariates gegenüber einer souveränen Gemeinde verrät eine solche Geringschätzung und Arroganz, daß jeder freie Mann eine gerechte Entrüstung darob fühlen muß. Allein auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Diese Sippschaft muß die Sache aufs äußerste treiben, wenn der friedliche Bündner fühlen soll, daß sie Schindluder mit ihm treibt. Ist es nicht ärgernd, zu wissen, daß Rom in einem selbstherrlichen Staate fortan noch in ungestörter Ausübung des Collaturrechts steht? Schon lange war dieses Institut ein Dorn in meinen Augen. Andere mögen dazu schweigen, ich bin es meinen Grundsätzen schuldig, darüber öffentlich mein Mißfallen auszudrücken. Gestattet uns Bündnern die Verfassung keine Vorrechte der Person, warum sollten wir solche Fremdlingen gestatten? Unsere Geistlichen müssen sich vor der Anstellung durch eine Prüfung das Fähigkeitszeugnis erwerben – dieses Chor (Kapuziner) wird uns scharenweise über die Alpen zugeschickt. Unsere Geistlichen werden bei Vergehen vor die geistliche Gerichtsbarkeit gezogen, die Kapuziner hingegen können Komödien und Tragödien aufführen, wie sie wollen, die weltlichen und geistlichen Gerichte haben auf sie keine Anwendung. Es fehlte mir nicht an Stoff, einem verehrten Publikum sehr interessante Kapuzinaden vorzuführen, allein für diesmal möge dies genügen, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hingelenkt zu haben. Schließlich erlaube ich mir nur noch den Wunsch beizufügen, daß die Gemeinde Combels solche Demütigungen mit gebührendem Ernste von der Hand weisen möge.

Ein Combelser
(«Bündner Zeitung», 8. 5. 1840)

Früchte der Weisheit

Besonders kräftig hat das Streben der Kantonsschule auf die Ausbildung unserer jungen Geistlichen eingewirkt, und das Feuer, welches tüchtige Lehrer in den jungen Theologen zu entzünden verstanden, hat jetzt schon hie und da ein anhaltendes Auflodern der heiligen Flamme bewirkt – kurz, es ist viel besser geworden als es war – und schon hat es sich manchem des Bessern fähigen Kopfe so weit mitgeteilt, daß er sich nicht mehr mit ausgedorrten Brosamen begnügt, sondern das Lebensbrot kräftig und rein genießen will und mit der Aufopferung seines ganzen Vermögens aus der Quelle zu schöpfen strebt. Ja, manche Gemeinde hat, um einen geschickten, gut gebildeten jungen Mann zu erhalten, sich Opfer gefallen lassen, die da beweisen, daß auch der einfachste Mann fähig ist und zu beurteilen versteht – daß ein guter Arbeiter seines Lohnes wert ist, daß aber auch das Kleinste zuviel ist für den verachtungswürdigen Mietling.

Ein guter Schullehrer ist ein solcher noch nicht, der bloß notdürftig lesen, schreiben und rechnen kann. Soll er in einer Gemeinde seinen Platz ausfüllen, so muß er seine Muttersprache gründlich verstehen, Geschick und Geduld haben, sie auch schwachen, unbeholfenen Kindern ordentlich und gründlich beizubringen. Schon dieses setzt voraus, daß er eine andere Sprache als Erleichterungs- und Vergleichsmittel ebenfalls versteht, daß seine Stimme und Ohr gehörig geübt sei, um selbst ganz richtig lesen zu können, sonst kann er ja andere nicht gründlich lehren. Auch das Schreiben erfordert nicht nur eine geübte Hand, sondern auch richtige Satzverbindungen und die Fähigkeit, Aufsätze fürs bürgerliche Leben zweckmäßig zu entwerfen.

In welcher Gemeinde vertraut man einem Mann das Vieh in den Alpen an, über dessen Fähigkeit man sich nicht genau unterrichtet, den man nicht gleichsam geprüft hat? Sollte es sich nicht auch der Mühe lohnen, den Lehrer und Führer unserer Kinder nicht blindlings in seine Arbeitsstube hineinzustellen und es nicht dem Zufall zu überlassen, ob er das künftige Geschlecht verpfuschen oder die Gabe, die Gott in das einzelne Kind gelegt hat, möglichst richtig und gut zu entwickeln versteht? In diesem Fall kann jetzt schon ein wackerer Pfarrer nachhelfen, wo es fehlt, und dahin wirken, wohin gewirkt werden muß. Fördere nur jeder so weit er kann und wo er kann, das Gute – dann wird sich das Übrige schon geben.

(«Bündner Zeitung», 23. 2. 1841)

Licht und Schatten im selben Tal

Es ist erfreulich, daß im Schanfigg das Bessere auch anfängt sich Bahn zu brechen. So sind in neuerer Zeit die Leichentrünke durch einen Beschluß der Gerichtsobrigkeit aufgehoben worden, und es darf gerühmt werden, daß bis dahin keine Übertretungsfälle vorgekommen sind. Ebenso haben in neuester Zeit die Knabenschaften mehrerer Ortschaften die sogenannten Stütz- oder Hofierweine zu beziehen aufgehört, und es wird dagegen von den Brautleuten dem Schulfond eine Gabe von 4–5 fl. verabreicht. – Jüngst faßte auch die Ortsgemeinde Castiel den löbl. Beschluß, einen Teil ihrer Frühlingsatzung auszukaufen und den Ertrag dieses Auskaufes dem sehr dürftigen Schulfond, der nur 19 fl. abwirft, zuzuwenden. Das Schanfigg hat das Glück, mehrere sehr brave, für das Schulwesen beeiferte Geistliche zu besitzen, denen die Zivilisation des etwas rohen, aber leicht bildsamen Völkleins um so besser gelingt, da sie es gut verstehen mit dieser traulich-derben Bündner-Rasse umzugehen, was als keine geringe Kunst betrachtet werden darf.

(«Bündner Zeitung», 25. 9. 1841)

Das Gericht Langwies hat nach dem Vorgange von Schanfigg die bisher üblichen Leichentrünke für Gerichtsgenossen und Auswärtige als ungesetzlich erklärt. Dagegen können wir nur mit Bedauern von dem bei einigen Bürgern der Gemeinde Peist herrschenden Geist der Widersetzlichkeit sprechen. Vor einem Jahre faßte die dortige Gemeinde den Beschluß, zur Hebung des Schulvermögens, von jedem Leichenhause statt des Trunkes 4 Gulden erheben zu wollen. Siebenmal wurde diesem Beschlusse gebührende Folge geleistet. Sodann erklärten etliche Bürger, unzufrieden mit der neuen Ordnung, jener Ge-

meindebeschluß sei auf unregelmäßige Weise zustande gekommen und weigerten sich, fortan das Betreffende zu zahlen. Der Ortsschulrat, im Bewußtsein seiner guten Sache, wandte sich diesfalls an die Gerichtsobrigkeit, welche die Gültigkeit obigen Gemeindemehrens anerkannte und gegen die Renitenten Pfändung anordnete. Nur der Gewalt jedoch scheinen die Widerspenstigen weichen zu wollen und glauben durch Verweigerung alles und jedes Gemeinwerkes, die Aufhebung jenes zugunsten der Gemeindeschule geschehenen Beschlusses ertrotzen zu können. Das sind noch Früchte und Nachwehen der «guten, alten Zeit», wo oft die Willkür des Einzelnen das anerkannte Recht, den vernünftigen Willen von Gemeinden und Gerichten zu beugen vermochte.

(«Bündner Zeitung», 11. 1. 1842)

Strenge Sittenrichter

M. B. von S . . . n stand im Verdacht, mit seiner Magd in einem allzu vertrauten, unerlaubten Verhältnisse zu leben. Die Mitglieder der hiesigen löbl. Obrigkeit hielten es daher für ihre Pflicht, zu untersuchen, in wie weit dieser Verdacht begründet sei. Den 12. dies, in später Nacht, nachdem ein Teil der hiesigen Einwohner und ihre Vorgesetzten bei Anlaß einer Alprechnung sich gütlich getan, ward der Beschluß gefaßt, dem B. einen nächtlichen Hausbesuch zu machen. Herr Amtsstatthalter L., an der Spitze der übrigen hiesigen Magistratspersonen, klopfte an B.'s Haustüre, welche von dessen Knecht alsbald geöffnet wurde. Das ganze Untersuchungspersonal trat in die Wohnstube, und, da der Hausherr hier nicht zu finden war, wieder heraus, um ihn in den andern Zimmern aufzusuchen. B. scheint den Rumor gehört zu haben, will nachsehen, was in seiner Wohnung zu solch ungewöhnlicher Zeit vorgehe, und begegnet auf der Treppe seinen Besuchern. Der Herr Inquirent fragt ihn, wo er seine Magd habe, B. antwortete ausweichend. Eine Zimmertüre nach der andern wird gutwillig oder gewalttätig geöffnet, bis endlich die Magd, wie man erwartete, im Schlafzimmer ihres galanten Herrn aufgefunden wurde. Nachdem B. versprochen, auf jeweilige Citation vor der löbl. Obrigkeit zu erscheinen, wurde seine Magd weggeführt, aber nicht auf das Rathaus, sondern in die Wohnung des Herrn Amtsstatthalters L.

Durch dieses hier beispiellose Verfahren der Obrigkeit in Wut und Verzweiflung gebracht, verbrannte B. am folgenden Morgen vor Tagesanbruch seine Schriften und entfernte sich aus seinem Hause, nachdem er zuvor seiner unglücklichen Gattin drohend angedeutet hatte, was geschehen werde. Am folgenden Morgen erzählte man sich's auf den Gassen, was in der Nacht geschehen, und unter den Verständigen gab sich darüber gleich eine große Unzufriedenheit kund. Bald war in Erfahrung gebracht, wohin B. seine Schritte gewendet, allein weder dem Vorstand noch den Seinigen fiel es ein, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Auf diese Weise sich selbst überlassen und seinem heftigen Temperament folgend, nahm der Unglückliche ein trauriges Ende jenseits unserer Landesgrenze. Sein Leichnam ward unweit Isola im Talfluß gefunden. Wahrscheinlich hatte er sich dort über die Felsenwand hinuntergestürzt.

Einige Magistratspersonen verfolgten den Unglücklichen sogar nach seinem Tode, indem sie ihm eine Ruhestätte auf dem Gottesacker verweigern wollten. Doch das entschiedene Auftreten unseres würdigen Pfarrers und die nachdrücklich ausgesprochene Ansicht der Verständigen siegte. Die Beisetzung der Leiche des allgemein bedauerten Mitbürgers B., an welchem manche gute Eigenschaften nicht zu verkennen waren, erfolgte unter zahlreichem Begleit auf hiesigem Gottesacker.

Das Benehmen derjenigen obrigkeitlichen Mitglieder, welche eine unchristliche Strenge üben wollten, mag jeder Leser selbst beurteilen. Zur Ehre der übrigen Magistratspersonen hiesigen Gerichts sei schließlich noch gesagt, daß dieselben nicht nur nicht einverstanden waren, sondern das taktlose Benehmen nachdrücklich mißbilligt haben.

(«Bündner Zeitung», 29. 10. 1842)

Christliche Toleranz

Am Ostermontag, den 24. d. M., abends spät, wollten zwei hiesige Einwohner, Schlosser Jos. Joos und Flaschner Kaspar Gredig, von einem in Mühlen gemachten Besuche zurückkehrend, noch Tinzen erreichen, um dort zu übernachten, als sie nahe bei letztgenanntem Dorfe, wo die Landstraße sich an einer Schutthalde hinzieht, von einem herabstürzenden großen Stein getroffen wurden. Beide wurden durch ihren glücklicherweise unversehrt gebliebenen Führer nach Tinzen gebracht, woselbst Gredig infolge einer starken Quetschung der Hirnschale nach wenigen Stunden verschied. Joos, ebenfalls stark am Kopf verletzt, blieb längere Zeit ohne Bewußtsein und erholte sich erst allmählich am andern Morgen. Die Herren Vorsteher der Gemeinde Tinzen boten sowohl durch eilige Berufung des Bezirksarztes als durch gute Verpflegung alles auf, um den beiden verunglückten Männern werktätige Hülfe und Erleichterung zu verschaffen. Der Verstorbene sollte mit üblichen Ehrenbezeugungen in Tinzen beerdigt werden, wofür durch einen nach Chur abgeordneten Eilboten Zustimmung eingeholt werden sollte. Da aber die tiefbetrübten Eltern das Abholen der Leiche gewünscht, so fanden die hiezu Abgeordneten nicht nur die freundschaftlichste Aufnahme in Tinzen selbst, sondern von daher durch die Landschaft Oberhalbstein, durch Tiefenkastel und Lenz wurde der Leichenkondukt von Gemeinde zu Gemeinde unter Glockengeläute mit einem so ehrenvollen und zahlreichen Trauergeleite empfangen, durchgeführt und entlassen, wie es unter gleichen Umständen kaum in reformierten Gemeinden hätte erwartet werden können. Ehre der so schön bewährten, echt christlichen Toleranz und Humanität einer katholischen Bevölkerung unseres Kantons, die man noch in neuester Zeit entgegengesetzter Gesinnungen verdächtigen wollte. Wir sind vom Vorstand hiesiger Stadt ermächtigt, auf diesem Wege den achtbaren Gemeinden hiefür alle Anerkennung auszusprechen und sollen namens der Hinterbliebenen nochmals den gefühlvollsten Dank für die bewiesene Teilnahme beifügen.

(«Bündner Zeitung», 18. 3. 1845)

Die Synode macht Fortschritte

Malans, 26. 6. 1848: Schon heute hat die diesjährige Synode ihre Sitzungen geschlossen. Unsere ältesten Geistlichen wissen sich nicht zu erinnern, daß dieselbe jemals von so kurzer Dauer gewesen. Es hat dies einen glücklichen Grund. Jene leidigen Censurfälle, die sonst so oft nicht nur das Ansehen der Geistlichen überhaupt herunterwürdigten, sondern immer auch noch die Synode verbitterten, kosteten diesmal keine Zeit, und es scheint auch darin endlich in unserem Lande besser zu werden. Zu den wichtigsten Verhandlungen rechnen wir die Aufhebung des uralten Gesetzes, daß Uneheliche oder Söhne von Hingerichteten nicht in die Synode aufgenommen werden dürfen. Fürwahr, lange genug ist dieses unchristliche Gesetz, ein Schandfleck für die, die es aufstellten, und für die, welche es duldeten, stehen geblieben. Es hat daher, wie man wohl erwarten durfte, auch keine einzige Stimme ihm das Wort geredet. –

(«Bündner Zeitung», 1. 7. 1848)

Schlecht besoldete Pfarrherren

Die Stadt Maienfeld hat letzthin einen neuen Pfarrer bestellt und dabei einen Beschluß gefaßt, der hier Erwähnung und öffentlich Anerkennung verdient. Die Pfarrerbesoldung ist sozusagen einstimmig auf 1000 fl. in bar, freie Wohnung samt Garten und Freiholz erhöht worden. Maienfeld ist dabei von dem sehr richtigen Standpunkt ausgegangen, daß, wenn man einen tüchtigen Seelsorger und Prediger haben will, es einer Gemeinde auch ansteht, ihn seiner wichtigen Stellung entsprechend würdig zu besolden. Dieses Beispiel der freisinnigen, nicht pietistischen, Stadtgemeinde Maienfeld sollte viele Gemeinden unseres Kantons zur Erhöhung der meist miserablen Pfarrerbesoldungen anfeuern und vor allem Chur, das seine Pfarrer, wenigstens den zweiten Stadtpfarrer, den Freiprediger und den zweiten Diakon, schlecht besoldet, so daß sie, ohne eigenes Vermögen zu besitzen, ihre Familien kaum standesgemäß unterhalten, auch ihre Kinder nicht ebenso erziehen können. Möchte Chur diesem Hauptübelstand in seinen

Pfrundeinrichtungen abhelfen. Das andere wird sich dann leicht geben.

(«Bündner Zeitung», 23. 2. 1848)

Sittenverderbnis schon früher

Ein sauberes Müsterchen geistlicher Wirksamkeit gab jüngst wieder ein protestantischer Pfarrer im Oberland. An einem Sonntagnachmittag saßen ein paar Männer in der Bierbrauerei und spielten ganz ruhig eine Karten-Partie. Plötzlich erschien in der Bierhalle der Herr Pastor und gebot ihnen mit aller Strenge, die Karten beiseite zu legen. «In jedem Staat, wo Gesetz und Ordnung herrschen, sei das Spielen und Tanzen an einem Sonntag verboten.» Die jungen Leute, über diese echt pfäffische Anmaßung mehr erstaunt als erbaut oder gar in Furcht gesetzt, gaben aber dem Herrn Pfarrer deutlich zu verstehen, daß er ihnen nichts zu befehlen habe. Die christliche Liebe hielt diesen um das Wohl der Menschheit so bekümmerten Seelsorger nicht ab, einen jungen Mann der Grobheit und sogar des Wortbruchs zu zeihen, weil er ihm bei der Konfirmation versprochen habe, am Sonntag nicht zu spielen. Der Betreffende erwiderte aber in aller Ruhe: «Von einem derartigen Versprechen, Herr Pfarrer, weiß ich nichts, und was die Grobheit betrifft, so behalten Sie diese nur für sich.» Da nun der geistliche Polizeidiener sah, daß er die verstockten Sünder nicht dazu bringen konnte, seinem Verlangen nachzukommen, da sie die Karten ruhig in der Hand behielten, verließ der Tiefgekränkte die Bierhalle unter dem spöttischen Gelächter seiner Pfarrkinder. O diese Sittenverderbnis unserer Zeit!

(«Bündner Zeitung», 7. 9. 1850)

Aus St. Antönien

Unser mehrjähriger Zionswächter – der allgemein beliebte und geachtete J. – hat einem besseren Rufe folgend uns verlassen, und so sind wir eine Herde ohne Hirt. – Nun ja! «So gut hier die meisten Leute ohne Arzt sterben können, so hoffen wir auch, ohne Pfarrer in den Himmel zu kommen», meinte jüngst ein Ernstgesinnter. Doch wir zählen auf Gott und gute Leute. Die Herren Seelsorger in der nächsten, wenn auch entfernten Nähe werden uns nicht vergessen und uns von Zeit zu Zeit die Kirche öffnen, und wir verheißen, durch zahlreichen Besuch den schönsten Dank zu zollen. Unterdessen widmen wir uns der Geduld und unserer Arbeit. Stehen wir auch der Entwicklung der Neuzeit auf dem Gebiet der Industrie und des Verkehrs noch fern, so sind wir dabei den damit verbundenen Gefahren und Verirrungen auf dem sozialen, sittlichen und religiösen Gebiet auch nicht ausgesetzt und seufzt unser stiller Erdenwinkel noch nicht unter dem Wellenschlag dieser drückenden Last.

Die Heuernte scheint durchwegs ergiebig zu werden, wer zufrieden sein will. Weide wächst auf allen Steinen. Vom Stand und Gedeihen der «Chriesi», «Öpfel», «Birren», «Truben» und allerhand werde ich das nächste Mal berichten. «Bhüati Gott und zürned nüd!»

(«Bündner Tagblatt», 16. 7. 1873)

Hirt ohne Herde

Tamins hat am letzten Sonntag mit ca. 30 Stimmen das Gehalt des Pfarrers von Fr. 1800.– auf 2000.– erhöht. (Bravo!) Dagegen nimmt die Zahl der hiesigen Kirchgänger fortwährend bedenklich ab. Wenn es so fortgeht, so haben wir in Bälde zwar einen gut bezahlten Seelenhirten, dafür aber keine Herde mehr. Traurig, aber wahr!

(«Der freie Rhätier», 3. 7. 1878)

Ein gewissenhafter Prediger

war der edle und milde Pater Saluz von Lavin (1758–1808), zuerst Pfarrer in Felsberg, später Professor an der Kantonsschule und Freiprediger in Chur. In einer Lebensbeschreibung von Prof. Gautzsch im «N. Sammler» wird erzählt, daß er in den Nächten vom Samstag auf den Sonntag nie ins Bett ging, sondern dieselben, seine Predigt studierend, durchwachte. Oft änderte er mehrmals den Text und die Ausarbeitung. Einmal hatte er schon zwei Entwürfe, die ihm ungenügend schienen, zerrissen und machte sich, da schon der Morgen dämmerte, an eine

dritte Version. Allein er fühlte sich erschöpft und in seiner Gewissenhaftigkeit nicht klar genug. Da eilte er, als es schon das Zeichen läutete, zu seinem Freunde und Professor Marx, gestand ihm seine Verlegenheit, und dieser war sofort bereit, statt seiner die Kanzel nach ganz kurzer Vorbereitung zu betreten. Wenn der gute Herr Saluz daran gedacht hätte, wie oberflächlich die meisten Kirchgänger eine Predigt anhören, so hätte er sich die Sache nicht so schwer gemacht. Immerhin nicht so leicht wie jener Kandidat, von dem die Fama erzählt. Derselbe sollte zu St. Martin das Abendgebet halten und bereitete sich im Kaffeehause durch eine Partie «Landsknecht» darauf vor, bis zum Zusammenläuten und noch ein paar Gänge darüber. Es war höchste Zeit, den Kirchenmantel vom Nagel herunter zu nehmen und nach der Kirche zu eilen. Als der Prediger die Kanzel besteigen wollte, entpuppte sich der Kirchenmantel als der schwarze Unterrock der Frau Wirtin.

(«Bündner Tagblatt», 17. 12. 1888)

Aus der guten alten Zeit in Arosa

In einer Schilderung des Kurortes Arosa in der NZZ wird von der bis vor kurzem noch recht patriarchalischen Einfachheit, mit der es in Arosa herging, folgendes Beispiel erzählt:

«Ein eigenes Kirchlein hatten die Leute wohl, aber zu einem eigenen Pfarrer reichen die Mittel nicht. So mußte bis auf heute sonntäglich der Pfarrer des 2½ Stunden entfernten Langwies zur Predigt hinaufwandern und die Nacht zum Montag dort bleiben. Der bekannte, anno 1884 in Frauenkirch im hohen Alter gestorbene Pfarrer Ludwig, der in den vierziger Jahren längere Zeit Langwies pastorierte, erzählte, wie er einen warmen «Rock», einen «Lismer» in Arosa hatte, um ihn nach der Predigt anzuziehen. Zum Übernachten mußte er die Runde machen bei den Bauern, und wenn man ihm nach der Predigt sagte: «Herr Pfarrer, der Lismer ist in dem und dem Haus», so wußte er damit, wo er sein Quartier zu suchen hatte.»

(«Der freie Rhätier», 9. 9. 1890)

Möchten Sie Ihr Heim gediegen ausstatten?

Unsere in rein **handwerklicher Arbeit** hergestellten Artikel eignen sich vorzüglich dazu.

- Tisch- und Couchdecken (Wolle)
- Tischdecken und Servietten (Leinen und Halbleinen)
- Stuhl- und Eckbankkissen
- Vorhänge – Teppiche
- Kissen – Möbelläufer usw.

Alles auch in **Extra-Grössen**

Wir stellen nicht mehr an der HIGA aus. Deshalb sind wir froh, wenn wir Ihnen bei Bedarf unseren Prospekt oder eine unverbindliche Auswahl zustellen dürfen.

EMMENTHALER HANDWEBEREI 3532 Zäziwil, Tel. 031/91 04 08